

dtv

Henry Chinaski ist auf Erfolgskurs. Man reißt sich um ihn als Autor, die Damen geben sich in seiner Wohnung buchstäblich die Klinke in die Hand: Zuerst ist da Lilly, danach DeeDee und immer wieder Lydia. Schließlich Mindy, und dann noch Katherine ... Niemand hat den Männlichkeitswahn mit seinem ganzen Elend so auf den Punkt gebracht wie Bukowski. Man lacht und empfindet zugleich Sympathie für diesen Verrückten, dessen Bedürfnisse scheinbar so einseitig sind und der doch ständig an seinen Ansprüchen scheitert. Sprachliche und menschliche Reduktion hat man ihm vorgeworfen, und in der Tat: Gerade in diesem Buch ist das Wichtigste zwischen den Zeilen zu lesen.

Charles Bukowski wurde am 16. August 1920 in Andernach geboren. Er lebte seit seinem zweiten Lebensjahr in Los Angeles. Nach Jobs als Tankwart, Schlachthof- und Hafendarbeiter begann er zu schreiben und veröffentlichte weit über vierzig Prosa- und Lyrikbände. Er starb am 9. März 1994 in San Pedro/L. A.

Charles Bukowski

Das Liebesleben der Hyäne

Roman

Deutsch von Carl Weissner

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de



Ungekürzte Ausgabe 2008
5. Auflage 2013
Veröffentlicht im April 1989 im
Deutschen Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung von
Zweitausendundeins, Frankfurt/Main
© 1978 Charles Bukowski
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
›Women‹ (Black Sparrow Press, Santa Barbara/Kalifornien 1979)
© 1980 der deutschsprachigen Ausgabe:
Zweitausendundeins, Frankfurt/Main
Die Übersetzung folgt auf Vorschlag des Autors
dem Originalmanuskript, das sich von der gedruckten
Fassung unterscheidet und an manchen Stellen ausführlicher ist.
Ursprünglicher Arbeitstitel: ›Love Tale of the Hyena‹
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: ›Momente 7‹ (1968) von Hermann Albert
(VG Bild-Kunst, Bonn 2013, Christa Murken)
Gesetzt aus der Garamond 10/12
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21106-2

Ich war 50 und hatte seit vier Jahren keine Frau mehr im Bett gehabt. Es ergab sich einfach nichts mit Frauen. Ich sah sie an, wenn sie mir auf der Straße oder sonstwo begegneten, doch ich sah sie ohne Verlangen an und mit einem Gefühl von Vergeblichkeit. Ich onanierte viel, doch die Vorstellung, ein Verhältnis mit einer Frau zu haben, selbst ohne Sex, war für mich in weite Ferne gerückt. Ich hatte eine uneheliche Tochter von sechs Jahren. Sie lebte bei ihrer Mutter, und ich zahlte Alimente. Vor langer Zeit hatte ich einmal geheiratet, mit 35. Die Ehe hielt zweieinhalb Jahre, dann ließ sich die Frau von mir scheiden. Die einzige Frau, die ich je geliebt hatte, war am Alkohol gestorben. Sie war 48, als sie starb. Ich war 38. Die Frau, die ich geheiratet hatte, war zwölf Jahre jünger als ich. Ich glaube, sie ist inzwischen auch tot. Ich bin mir nicht sicher. Nach der Scheidung schrieb sie mir jedes Jahr zu Weihnachten einen langen Brief. Ich schrieb nie zurück.

Ich weiß nicht mehr genau, wann ich Lydia Vance zum ersten Mal sah. Es wird wohl sechs Jahre her sein. Ich hatte gerade einen Job als Angestellter bei der Post nach einem Dutzend Jahren an den Nagel gehängt und versuchte mich nun als Schriftsteller. Ich hatte eine Heidenangst und trank mehr denn je. Ich wollte meinen ersten Roman schreiben. Nacht für Nacht saß ich an der Schreibmaschine und trank dabei jedesmal einen halben Liter Whisky und zwei Sechserpackungen Bier. Ich rauchte billige Zigarren und tippete und trank bis zum frühen Morgen und hörte mir klassische Musik aus dem Radio

an. Mein Ziel waren zehn Seiten pro Nacht, doch ich kam nie zum Nachzählen und konnte erst am nächsten Tag die Ausbeute sichten. Wenn ich aufgewacht war und mich übergeben hatte, ging ich ins vordere Zimmer und sah nach, wie viele Seiten auf der Couch lagen. Es waren immer mehr als zehn. Manchmal lagen 17, 18, 23, 25 Seiten da. Die letzten paar Seiten einer Nacht waren natürlich unleserlich. Ich mußte sie entweder neu tippen oder wegwerfen. Nach einundzwanzig Nächten hatte ich meinen ersten Roman geschrieben.

Der Bungalow gehörte zu einer Anlage, und die Verwalter, die weiter hinten wohnten, hielten mich für verrückt. Sie stellten mir jeden Morgen eine große braune Einkaufstüte vor die Tür. Der Inhalt wechselte, doch in der Regel waren es Tomaten, Rettiche, Orangen, grüne Zwiebeln, rote Zwiebeln, Suppendosen. Jeden zweiten Abend ging ich zu den beiden nach hinten und trank Bier mit ihnen, bis vier oder fünf Uhr morgens. Der alte Mann sackte nach einer Weile weg, und seine Frau und ich hielten Händchen, und ab und zu gab ich ihr einen Kuß. Beim Abschied an der Tür gab ich ihr immer einen besonders großen. Sie war entsetzlich faltig, doch dafür konnte sie nichts. Sie war katholisch, und wenn sie sich am Sonntagmorgen zum Kirchgang ihren rosaroten Hut aufsetzte, sah sie ganz reizend aus.

Ich lernte Lydia Vance bei meiner ersten Lesung kennen, in der Drawbridge-Buchhandlung an der Kenmore Avenue. Auch davor hatte ich eine Heidenangst. Ich bildete mir ein, über der Sache zu stehen, aber Angst hatte ich trotzdem. Als ich ankam, gab es nur noch Stehplätze. Peter, der den Laden schmiß und mit einer jungen Schwarzen zusammenlebte, hatte einen Berg Dollars vor sich. »Shit«, sagte er, »wenn ich jedesmal so ein volles Haus hätte, könnte ich mir einen zweiten Trip nach Indien

leisten!« Ich ging rein, und sie begannen zu klatschen. Ich war im Begriff, meine Unschuld als Dichter zu verlieren.

Ich las dreißig Minuten, dann machte ich Pause. Ich hatte noch nicht genug getrunken und fühlte mich unbehaglich vor all diesen Augen, die mich aus dem dunklen Raum anstarrten. Ein paar Leute kamen her und sprachen mich an. Als das vorbei war und ich allein an einem Tisch saß und Bier trank, kam Lydia Vance an. Sie stützte sich mit beiden Händen auf den Rand der Tischplatte, beugte sich vor und sah mich an. »Hi«, sagte sie. Sie hatte langes braunes Haar, ziemlich lang, ihre Nase war ein bißchen zu groß, und auf dem einen Auge schien sie leicht zu schielen. Doch sie hatte eindeutig eine starke Ausstrahlung. Man merkte, daß sie voll da war. Ich spürte, wie es zwischen uns knisterte. Es waren ein paar Schwingungen dabei, die wirr und ungut waren. Aber es war da. So etwas kam selten vor. Sie sah mir in die Augen, und ich starrte zurück. Sie trug eine Wildlederjacke mit Fransen am Ausschnitt. Ihr Busen konnte sich sehen lassen. »Ich hätte Lust«, sagte ich, »dir diese Fransen da abzureißen, und dann könnten wir da weitermachen.« Lydia drehte sich um und ging weg. Es hatte nicht funktioniert. Ich wußte nie, was ich zu den Ladies sagen sollte. Ich war kein Frauenheld. Aber einen Hintern hatte sie. Ich sah diesen sagenhaften Hintern an, während sie davonging. Er wippte unter ihren straffen Bluejeans, und ich sah ihm nach, bis er verschwand.

Ich brachte die zweite Hälfte der Lesung hinter mich, und ich vergaß Lydia Vance genauso, wie ich die Frauen vergaß, die auf der Straße an mir vorbeiging. Ich ließ mir mein Geld geben, unterschrieb eine Quittung, signierte einige Papierservietten, dann ging ich raus und fuhr nach Hause.

Es war die Zeit, als ich noch jede Nacht an meinem ersten Roman arbeitete. Ich fing nie vor 18.18 Uhr an – da hatten immer meine Nachtschichten im Hauptpostamt begonnen. Es war gerade sechs Uhr abends, als sie kamen: Peter und Lydia Vance. Als ich die Tür aufmachte, sagte Peter: »Schau her, Henry! Sieh dir an, was ich mitgebracht habe!«

Lydia sprang auf den Kaffeetisch. Ihre Jeans saßen enger denn je. Sie schlenkerte ihre langen braunen Haare hin und her. Sie war verrückt. Sie war fabelhaft. Zum ersten Mal dachte ich jetzt daran, wie es wäre, sie im Bett zu haben.

Sie fing an, Gedichte zu rezitieren. Ihre eigenen. Sehr schlecht, fand ich. Peter versuchte, sie davon abzubringen: »Nein! Nein! Bloß keine gereimten Gedichte! Nicht bei Henry Chinaski!«

»Laß sie nur, Peter.«

Ich wollte ihren Hintern genießen. Sie stelzte auf diesem alten Kaffeetisch hin und her. Dann tanzte sie. Wedelte mit den Armen. Ihre Gedichte waren schauderhaft, doch ihr Körper und ihre Verrücktheit waren alles andere.

Schließlich sprang sie vom Tisch herunter.

»Wie hat dir das gefallen, Henry?«

»Was?«

»Die Gedichte.«

»Tja, die eigentlich nicht so besonders.«

Lydia stand da, die Blätter mit ihren Gedichten in der Hand. Peter packte sie von hinten. »Laß uns ficken!« sagte er. »Komm, wir ficken!«

Sie stieß ihn weg.

»Na schön«, sagte Peter, »dann geh ich eben!«

»Geh doch«, sagte sie. »Ich bin mit meinem eigenen Auto da. Ich komm jederzeit wieder nach Hause.«

Peter rannte zur Tür, blieb stehen, drehte sich um. »All right, Chinaski! Vergiß nicht, daß *ich* sie dir gebracht habe!«

Er knallte die Tür hinter sich zu, und weg war er. Lydia setzte sich auf die Couch, ganz vorne, nahe bei der Tür. Ich setzte mich neben sie, mit 30 cm Abstand. Ich sah sie an. Sie sah hinreißend aus. Ich traute mich nicht recht. Ich streckte die Hand aus und berührte ihr langes Haar. Magisch, dieses Haar. Ich zog meine Hand zurück. »Ist das echt? Alles dein eigenes Haar?« fragte ich. Ich wußte, daß es keine Perücke war. »Ja«, sagte sie, »ist es.« Ich streckte wieder die Hand aus, faßte sie unters Kinn und versuchte recht linkisch, ihren Kopf zu mir herumzudrehen. Ich hatte kein Selbstvertrauen in solchen Situationen. Dann waren ihre Lippen dicht vor meinen, und mein bißchen Mut verließ mich vollends. Ich gab ihr nur einen Hauch von einem Kuß, aber es war ein Gefühl, das mir durch und durch ging.

Lydia sprang auf. »Ich muß gehn. Ich hab einen Babysitter zu Hause. Kostet mich Geld.«

»Schau her«, sagte ich, »bleib doch noch. Ich geb dir das Geld. Bleib noch 'ne Weile.«

»Nein, ich kann nicht«, sagte sie. »Ich muß gehn.«

Sie ging zur Tür. Ich folgte ihr. Sie machte die Tür auf, drehte sich noch einmal um, und ich griff nach ihr, ein letztes Mal. Sie hob das Gesicht und gab mir einen winzigen Kuß. Dann machte sie sich von mir los und drückte mir die Blätter mit ihren Gedichten in die Hand. Die Tür fiel ins Schloß. Ich setzte mich auf die Couch, ihr Manuskript in der Hand, und hörte zu, wie sie den Wagen anließ und wegfuhr.

Die Gedichte waren hektographiert und oben zusammengeheftet. Ich sah mir einige an. Sie waren nicht alle von Lydia. Es gab noch drei Schwestern, die ebenfalls

schrieben. Die Sachen waren interessant, sie hatten Sex, die Schreibe war karg, okay, nichts dagegen. Nur kamen sie mir zu sehr auf diese geschwisterliche Tour, und wie lustig es sei, und wie tapfer sie alle zusammenhielten. Damit konnte ich nichts anfangen. Ich war ohne Geschwister aufgewachsen. Ich warf die Blätter weg, köpfte meine Flasche Whisky, stellte die Bierdosen in Reichweite und ging an die Arbeit. Draußen war es inzwischen dunkel geworden. Das Radio spielte Mozart und Brahms und Beethoven.

2

Ein oder zwei Tage danach bekam ich einen Brief von Lydia. Es war ein langes Gedicht, und es begann:

»Komm heraus, alter Troll
Komm aus deinem dunklen Loch, alter Troll
Komm heraus zu uns in die Sonne und
Laß dir von uns Gänseblümchen ins Haar stecken ...«

Und dann erzählte mir das Gedicht, was für ein schönes Gefühl es sein würde, auf den Feldern zu tanzen mit diesen rehbraunen Elfen, die mir Freude bringen und die Augen öffnen würden. Ich verstaute den Brief in einer Schublade meiner Kommode.

Am nächsten Morgen weckte mich jemand, der an die Scheibe meiner vorderen Tür klopfte. Es war 10.30 Uhr.

»Laß mich in Ruhe«, sagte ich.

»Ich bin's. Lydia.«

»Ach so. Augenblick.«

Ich zog mir ein Hemd und eine Hose an und schloß

die Tür auf. Dann rannte ich ins Badezimmer und übergab mich. Ich versuchte es mit Zähneputzen, doch dabei kam es mir gleich noch einmal hoch – der süße Geschmack der Zahncreme drehte mir den Magen um. Ich ging raus.

»Dir ist schlecht«, sagte Lydia. »Soll ich lieber gehn?«

»Ach was, mir fehlt nichts. Ich wach jeden Morgen so auf.«

Lydia sah gut aus. Die Sonne schien durch die Vorhänge auf sie herein. Sie hatte eine Orange, die sie in die Luft warf und wieder auffing. Die Orange segelte durch die Sonnenstrahlen.

»Ich muß gleich wieder weg«, sagte sie. »Wollte dich nur was fragen.«

»Nur zu.«

»Ich bin Bildhauerin. Ich möchte deinen Kopf modellieren.«

»Meinetwegen.«

»Dazu mußt du aber zu mir kommen. Ich hab kein Atelier. Wir müssen es bei mir in der Wohnung machen. Du wirst mir doch nicht nervös werden, oder?«

»Nein.« Ich schrieb mir ihre Adresse auf, und sie erklärte mir, wie ich fahren mußte.

»Sieh zu, daß du bis elf da bist. Gegen drei kommen die Kinder von der Schule zurück. Da bin ich zu sehr abgelenkt.«

»Ich bin um elf da«, sagte ich ...

Und dann saß ich Lydia gegenüber, in ihrer Frühstücksnische. Zwischen uns saß ein großer Klumpen Lehm. Sie fing an, mir Fragen zu stellen.

»Leben deine Eltern noch?«

»Nein.«

»Gefällt dir Los Angeles?«

»Besser als jede andere Stadt.«

»Warum schreibst du immer so über Frauen?«

»Wie denn?«

»Du weißt schon.«

»Nein. Sag doch.«

»Na, ich finde es einfach verdammt schade, daß ein Mann, der so gut schreibt wie du, von Frauen überhaupt keine Ahnung hat.«

Darauf sagte ich nichts.

»Verdammt! Wo hat mir Lisa schon wieder mein ...«

Sie suchte die Küche nach irgendeinem Werkzeug ab.

»Ach, immer diese kleinen Mädchen, die ihrer Mutter die Sachen wegschleppen!«

Sie fand einen Ersatz. »Dann muß es eben mit dem hier gehn. Jetzt halt still. Entspann dich, aber sitz still.«

Ich sah sie an. Sie bearbeitete den Lehmklumpen mit einem hölzernen Gegenstand, der vorne eine Drahtschleife hatte. Sie fuchtelte mit dem Ding vor mir herum, über dem Batzen Lehm. Ich ließ mich nicht ablenken. Ihre Augen sahen mich an. Ihre Augen waren groß und dunkelbraun. Sogar das Auge, das nicht ganz zum anderen paßte, sah gut aus. Ich sah ihr unentwegt in die Augen. Lydia arbeitete. Die Zeit verging. Ich war in Trance. Plötzlich sagte sie: »Wie wär's mit einer Pause? Lust auf ein Bier?«

»Gut. Ja.«

Als sie aufstand und an den Kühlschrank ging, folgte ich ihr. Sie nahm eine Flasche Bier heraus und machte die Tür wieder zu. Als sie sich umdrehte, legte ich ihr meinen Arm um die Taille und zog sie an mich. Ich preßte meinen Körper an sie, meinen Mund auf ihre Lippen. Sie hielt die Bierflasche auf Armeslänge von sich. Ich küßte sie. Ich küßte sie noch einmal. Lydia schob mich weg.

»All right«, sagte sie, »das reicht. Wir haben zu arbeiten.«

Wir setzten uns wieder, ich trank mein Bier, und Lydia rauchte eine Zigarette. Zwischen uns war wieder der Lehm. Dann klingelte es an der Tür. Lydia ging hin und machte auf. Ein dickes Weib stand da, mit einem gehetzten weinerlichen Blick in den Augen.

»Das ist meine Schwester Glendoline.«

»Hi.«

Glendoline nahm sich einen Stuhl und begann zu reden. Und die *konnte* reden. Sie hätte eine Sphinx sein können, sie hätte versteinert sein können, und sie hätte trotzdem noch geredet. Ich fragte mich, wann sie endlich abschaffen und gehen würde. Selbst als ich ihr schon längst nicht mehr zuhörte, spürte ich immer noch, wie es auf mich einprasselte, wie ein Hagel von winzigen Tischtennisbällen. Glendoline hatte keinerlei Zeitgefühl, und daß sie möglicherweise stören könnte, kam ihr nie in den Sinn. Sie redete und redete.

»Hör mal«, sagte ich schließlich, »wann gehst du endlich?«

Jetzt durfte ich miterleben, wie sich zwei Schwestern in die Haare kriegen. Sie standen jetzt beide, schrien einander an, fuchtelten mit den Armen. Ihre Stimmen wurden immer schriller. Sie drohten einander Prügel an. Ich rechnete schon mit dem großen Knall, da warf Glendoline ihren gigantischen Torso herum und wuchtete ihn aus der Tür, so daß das Fliegengitter schepperte. Man sah sie jetzt nicht mehr, aber hören konnte man sie noch – außer sich vor Selbstmitleid entfernte sie sich heulend in Richtung auf ihr Apartment im hinteren Teil der Bungalow-Anlage.

Lydia und ich setzten uns wieder in die Frühstücksnische. Sie nahm ihr Modelliergerät in die Hand. Wir sahen einander in die Augen.

Ein paar Tage später, als ich morgens wieder vor Lydias Bungalow erschien, kam sie gerade den schmalen Weg entlang, der nach vorn zur Straße führte. Sie war bei ihrer Freundin Tina gewesen, die in einem Apartmenthaus an der Ecke wohnte. Sie sah wieder so erregend aus wie bei ihrem ersten Besuch, als sie mit der Orange in der Hand zu mir in die Wohnung gekommen war.

»Ooooooh«, sagte sie, »du hast ja ein neues Hemd an!«

Das stimmte. Ich hatte das Hemd nur wegen ihr gekauft. Mir war klar, daß sie das wußte und sich deshalb über mich lustig machte, aber es störte mich nicht.

Lydia schloß die Tür auf, und wir gingen rein. In der Frühstücksnische saß der Lehmklumpen mitten auf dem Tisch. Er war mit einem feuchten Tuch abgedeckt. Sie zog das Tuch herunter. »Na, was meinst du dazu?«

Lydia hatte mich nicht geschont. Die Narben waren da, die Säufernase, das Affenmaul, die verkniffenen Augenschlitze. Und das blöde zufriedene Grinsen eines lachhaften glücklichen Mannes, der sein Glück auskostete und sich fragte, womit er es verdient hatte. Sie war 30, und ich war knapp über 50. Es war mir egal.

»Ja«, sagte ich, »da hast du mich gut getroffen. Gefällt mir. Aber du hast es fast schon fertig, wie ich sehe. Ich werde mir ein bißchen leid tun, wenn unsere Sitzungen vorbei sind. Wir hatten ein paar sehr schöne Morgen und Nachmittage zusammen.«

»Hat es dich am Schreiben gehindert?«

»Nein. Ans Schreiben geh ich erst, wenn es dunkel wird. Tagsüber kann ich nie was schreiben.«

Lydia nahm ihr Modelliergerät in die Hand und sah mich an. »Keine Sorge. Ich bin noch lange nicht fertig. Das hier muß perfekt werden.«

Als sie die erste Pause einlegte, holte sie eine Halbliterflasche Whisky aus dem Kühlschrank.

»Ah«, sagte ich.

»Wieviel?« fragte sie und hielt ein großes Wasserglas hoch.

»Halb und halb.«

Sie mixte mir den Drink, und ich trank ihn glatt runter.

»Ich hab einiges über dich erfahren«, sagte sie.

»So? Was denn?«

»Daß du Kerle bei dir aus der Tür schmeißt. Und daß du deine Frauen schlägst.«

»Daß ich meine Frauen schlage?«

»Ja. Hat mir jemand erzählt.«

Ich packte Lydia, und es wurde unser bisher längster Kuß. Ich drückte sie gegen das Spülbecken und begann meinen Schwanz an ihr zu reiben. Sie schob mich weg, doch in der Mitte der Küche bekam ich sie wieder zu fassen.

Lydia nahm meine Hand und steckte sie vorne in ihre Jeans rein, unter ihren Slip. Ich tastete mit einer Fingerspitze nach ihrer Möse. Sie war naß. Während ich Lydia den nächsten langen Kuß gab, werkelte ich ihr unten meinen Finger rein. Dann zog ich meine Hand zurück, drehte mich um, griff mir die Flasche und goß mir einen weiteren Drink ein. Ich setzte mich wieder an den Tisch in der Frühstücksnische, und Lydia ging außen herum auf die andere Seite, setzte sich, sah mich an. Dann nahm sie sich wieder den Lehm vor. Ich trank langsam meinen Whisky.

»Schau her«, sagte ich, »ich kenn deine Tragödie.«

»Was?«

»Ich kenn deine Tragödie.«

»Was meinst du damit?«

»Ach, lassen wir das«, sagte ich.

»Ich will's aber wissen.«

»Ich will dich nicht kränken.«

»Verdammt, ich will endlich wissen, von was du redest!«

»Also gut. Mach mir noch einen Drink, dann sag ich's dir.«

»All right.« Lydia nahm mein leeres Glas und mixte mir noch einen, halb Whisky, halb Wasser. Ich trank das Glas aus.

»Also?« fragte sie.

»Ach Scheiße. Du weißt es doch von selber.«

»Was weiß ich?«

»Daß du 'ne weite Pussy hast.«

»Was?«

»Ganz normal. Schließlich hast du schon zwei Kinder.«

Lydia saß schweigend da und arbeitete an dem Lehm. Dann legte sie das Gerät weg. Sie stand auf und ging rüber in die Ecke neben dem Hinterausgang. Ich sah ihr zu, wie sie sich bückte und sich die Stiefel von den Füßen zog. Dann streifte sie die Jeans und den Slip herunter. Sie legte sich flach auf das Linoleum des Küchenbodens. Da war nun ihre Möse und sah mich an.

»All right, du Bastard«, sagte sie. »Dir werd ich beweisen, wie sehr du dich irrst.«

Ich zog mir die Schuhe aus, die Hose, die Unterhose. Ich kniete mich vor sie hin, dann legte ich mich der Länge nach auf sie. Ich begann sie zu küssen. Im Nu hatte ich einen stehen, und dann spürte ich, wie er unten in sie reinging.

Ich begann zu schieben ... einmal, zwei-, dreimal ...

Es klopfte an die vordere Tür. Offenbar war es ein Kind. Winzige Fäuste, erregt und hartnäckig. Lydia schob mich hastig von sich herunter. »Das ist *Lisa!* Sie

war heute nicht in der Schule! Sie war drüben bei ...«
Lydia sprang auf und stieg in ihre Sachen.

»Zieh dich an!« sagte sie zu mir.

Ich zog mich an, so schnell ich konnte. Lydia ging nach vorn und machte auf. Ich hörte ihre fünfjährige Tochter rufen: »Mammi! Mammi! Ich hab mich in den Finger geschnitten!«

Ich schlenderte ins vordere Zimmer. Lydia hatte ihre Tochter auf dem Schoß. »Oooh, laß Mammi mal sehen! Oooooh! Komm, Mammi bläst dir auf den Finger, dann tut es nicht mehr weh!«

»Mammi! Es tut so weh!«

Ich sah mir den Schnitt an. Er war kaum zu sehen.

»Hör zu«, sagte ich schließlich zu Lydia, »ich komm dann morgen wieder.«

»Tut mir leid«, sagte sie.

»Ich weiß.«

Lisa sah zu mir hoch. Die Tränen flossen und flossen.

Lisa hatte mal wieder dafür gesorgt, daß ihre Mammi keinen Unfug machte.

Ich ging aus der Tür, machte sie hinter mir zu und ging nach vorn zu meinem 62er Mercury Comet.

4

Ich gab damals eine kleine Zeitschrift heraus, die sich ›The Laxative Approach‹ nannte. Ich hatte zwei Mitherausgeber, und wir waren überzeugt, daß wir einige der besten Dichter unserer Zeit druckten. Natürlich auch ein paar weniger gute. Der eine Mitherausgeber hieß Kenneth Mulloch, war Schwarzer, einsachtundachtzig, vorzeitig von der Oberschule abgegangen, nicht ganz

richtig im Kopf. Er ließ sich teils von seiner Mutter und teils von seiner Schwester durchfüttern. Der andere war Sammy Levinson, Jude, 27. Er wohnte bei seinen Eltern und lag ihnen auf der Tasche.

Die Seiten unserer ersten Nummer waren bereits gedruckt. Jetzt mußten wir sie noch zusammentragen, die Umschläge mußten drum, und das Ganze mußte zusammengeheftet werden.

»Für so was«, sagte Sammy, »schmeißt man eine Party. Man serviert Drinks und ein bißchen Bullshit und läßt sich die Arbeit von den Gästen machen.«

»Ich hasse Parties«, sagte ich.

»Ich kümmer mich um die Einladungen«, meinte Sammy.

»Also gut«, sagte ich und gab Lydia Bescheid.

Am Abend, als die Party stieg, kam Sammy mit der fertigen Zeitschrift an. Er war ein fickriger Mensch, der ständig nervös mit dem Kopf zuckte. Er hatte nicht warten können. Er hatte den ›Laxative Approach‹ ganz allein zusammengetragen, die Umschläge drangemacht und alles geheftet. Kenneth Mulloch war nirgends zu sehen. Er war wohl im Knast, oder sie hatten ihn in eine Anstalt eingewiesen.

Von den Gästen, die nacheinander eintrafen, kannte ich nur sehr wenige. Ich ging nach hinten zu meinen Vermietern. Die alte Dame kam an die Tür.

»Ich gebe eine Party, Mrs. O'Keefe. Ich möchte Sie und Ihren Mann gern dazu einladen. Jede Menge Bier, Brezeln, Kartoffelchips.«

»Ach du lieber Gott! Bloß nicht!«

»Wieso? Was ist denn?«

»Ich hab mir die Leute angesehen, die bei Ihnen rein-gehen. Diese Bärte und diese struppigen Haare! Und die zerlumpten Kleider! Armbänder! Kettchen um den

Hals! Die sehn aus wie 'ne Bande Kommunisten! Wie können Sie solche Leute nur ausstehen?»

»Ich kann sie genauso wenig ausstehen wie Sie, Mrs. O'Keefe, aber darum geht's nicht. Wir trinken nur Bier und reden. Es hat nichts weiter zu bedeuten.«

»Sehn Sie sich nur vor. Die Sorte klaut einem sogar noch die Wasserhähne.«

Sie machte die Tür zu, und ich ging wieder nach vorn.

Lydia kam spät. Sie rauschte zur Tür herein wie eine Diva. Was mir vor allem an ihr auffiel, war ihr großer Cowboy-Hut mit einer langen lavendelfarbenen Feder an der Seite. Sie sagte keinen Ton zu mir und setzte sich sofort zu einem jungen Buchhändler, mit dem sie eine angeregte Unterhaltung anging. Ich ging dazu über, mir das Bier schneller als sonst reinzugießen, und meine Konversation verlor einiges von ihrem Pep und Humor. Der Buchhändler – Randy Evans hieß er – war an sich ein ganz passabler Mensch. Er wollte Schriftsteller werden, doch er war so auf Kafka fixiert, daß er keinen klaren Satz zustande brachte. Wir hatten etwas von ihm veröffentlicht, um ihn nicht unnötig zu entmutigen. Außerdem brauchten wir ihn und seinen Buchladen für den Vertrieb der Zeitschrift.

Ich trank mein Bier und lief herum. Ich ging hinaus auf die hintere Veranda, setzte mich auf die Stufen und sah einem großen schwarzen Kater zu, der auf einer Mülltonne saß und vergebens nach einer Möglichkeit suchte, um reinzukommen. Ich ging zu ihm hin, er sprang herunter, rannte ein Stück weg und blieb stehen. Ich nahm den Deckel von der Mülltonne. Der Gestank war überwältigend. Ich kotzte rein. Der Deckel fiel mir aus der Hand. Als ich wegging, kam der Kater zurück und sprang mit einem Satz auf den Rand der Mülltonne. Er zögerte, sein

Fell schimmerte im matten Licht des Halbmonds, dann sprang er in die Soße rein.

Als ich wieder ins Zimmer kam, unterhielt sich Lydia immer noch mit Randy, doch jetzt fiel mir auf, daß sie unter dem Tisch ihre Zehen an seinem Bein rieb. Ich machte mir ein neues Bier auf.

Sammy brachte die Leute zum Lachen. Das machte sonst immer ich, und es gelang mir auch ein bißchen besser als ihm, doch an diesem Abend war ich nicht besonders in Form. Es waren 15 oder 16 Typen da und zwei Frauen – Lydia und April. April lebte von einer Invalidenrente. Sie lag mitten im Zimmer auf dem Fußboden. Nach einer Stunde oder so stand sie auf und ging mit einem ausgebrannten Speed Freak namens Carl weg. Nun mußten immer noch 15 Typen verschwinden, bis ich Lydia für mich allein hatte. In der Küche entdeckte ich einen halben Liter Scotch. Ich nahm mir noch eine Handvoll zum Knabbern dazu und ging damit nach hinten auf die Veranda.

Es wurde spät, und die Typen machten sich nach und nach auf den Weg. Selbst Randy Evans ging. Bald waren nur noch Sammy, Lydia und ich übrig. Lydia begann auf Sammy einzureden. Sammy machte ein paar witzige Bemerkungen, und ich rang mir ein Lachen ab. Dann mußte auch er gehen.

»Sammy, bitte, geh noch nicht!« sagte Lydia.

»Ach Scheiße, laß den Kid doch gehn«, sagte ich.

»Yeah, ich muß los«, sagte Sammy.

Als er weg war, sagte Lydia: »Das war nicht nötig, ihn so rauszuekeln. Sammy ist so nett und spaßig. Du hast ihm weh getan!«

»Aber ich will doch auch mal allein mit dir reden, Lydia. Du bist mir wichtiger als diese anderen da.«

»Aber dich *kenn* ich ja schon. Die anderen kenn ich